

I.

Die wissenschaftliche Stellung und Aufgabe der kirchlichen Theologie in unsrer Zeit.

Vorlesung, gehalten beim Antritt seines akademischen Lehramts an der
Dorpater Universität.

Von

Prof. Dr. Th. Harnack.

Im Namen der Universität zum Druck befördert.
Dorpat, den 6. December 1866.

Prof. Dr. Kurz,
stellv. Decan der theolog. Facultät.

Unser Anfang und unsere Hilfe sei im Namen des dreieinigen Gottes. Er sende uns sein Licht und seine Wahrheit, daß sie uns leuchten und leiten auf dem Wege gemeinsamer, wissenschaftlicher Arbeit, damit dieselbe zu seines Namens Ehre gereiche und zum Bau seines Reichs, insonderheit in der Kirche unseres Landes.

In diesem Namen, meine hochgeehrten Herren, habe ich mich entschlossen, eine mir überaus lieb und werth gewordene akademische Wirksamkeit im deutschen Vaterlande aufzugeben und dem an mich ergangenen Rufe in die alte Heimath zu einem Lehrstuhle zu folgen, den ich schon einmal den meinigen habe nennen dürfen. Ich würde mir unter allen Umständen diesen Ruf von Seiten einer Universität und Facultät, die in so verdienter hoher Achtung bei der wissenschaftlichen Welt und in der lutherischen Kirche Deutschlands stehen, zur Ehre gerechnet haben; — eingegangen bin ich auf denselben, weil er die alte, auch in der Ferne nicht erstorbene Liebe zu der Hochschule, die mich gebildet, und zu der heimathlichen Landes-Kirche, in der ich meine geistliche Mutter erkenne, in mir wachgerufen, und weil ich in ihm eine Fügung und Weisung Gottes glaubte sehen zu sollen.

In diesem Namen habe ich auch Muth und Freudigkeit, mich denjenigen unter ihnen, welche ich als meine eigentlichen Zuhörer ansehen darf, zum Führer in dem Theil der theologischen Wissenschaft zu erbieten, der es unmittelbar mit der kirchlichen Praxis zu thun hat, indem er die künftigen Diener des Wortes zu einem die Kirche wahrhaft bauenden, sicheren, principmäßigen und zweckbewußten amtlichen Handeln anleiten soll.

Ehe ich aber das Gebiet der praktischen Theologie unmittelbar in Angriff nehme, liegt es mir nahe, einen Blick auf die gesammte Theologie zu werfen, und gleichsam vorwortweise die wissenschaftliche Stellung und die Aufgabe der positiven kirchlichen Theologie nach ihrem Verhältniß zu den andern Wissenschaften und im Lichte der gesammten Geistesarbeit unserer Zeit zu charakterisiren. Es wird Ihnen dabei nicht schwer werden, zugleich den Standpunkt im Wesentlichen zu erkennen, von dem aus ich unsere Wissenschaft ansehe und behandle.

Meine Herren! Es hat Zeiten gegeben, in denen ebenso die Theologie das Gesamtgebiet der Wissenschaft beherrschte, wie die Kirche den Staat. Die Conception war unstreitig eine großartige und der Gedanke ein glänzender, der das gereifte Mittelalter begeisterte: die Kirche Herrin der Welt, ihr Oberhaupt Inhaber aller Gewalt, ihre Dogmen und Dekrete Gebieter zugleich und Gebote des Staats, ihre Wissenschaft officiell autorisirt und allgemein anerkannt als *studiorum omnium gubernatrix et magistra maxime veneranda*, die Maß und Inhalt alles menschlichen Wissens bestimmte. Und doch war es nur wie ein Traum eines erwachenden Jünglingslebens! — Zwar müßte man sich auf die Geschichte schlecht verstehen und sich mit ungemein wenig Verstand begnügen, wenn man diesem Gedanken jedwede geschichtliche Berechtigung absprechen wollte und ihn mit dem banaussischen Gerede von Pfaffenthum und Priesterherrschaft abfertigen zu können meinte. Denn diesem sogenannten „Pfaffenthum“ verdankt Europa nicht bloß sein Christenthum, sondern seine Gesittung und Bildung, seine Wissenschaft und

Cultur, d. h. seinen Rang in der Weltgeschichte. — Aber noch viel schlechter verstand und versteht man das Wesen und den Beruf der Kirche, des Reiches dessen, der nicht gekommen sich dienen zu lassen, sondern zu dienen, wenn eine päpstliche oder ihr ähnliche Weltmachtstellung für ihre Bestimmung ausgegeben und für sie und ihre Wissenschaft beansprucht worden ist. Dagegen mußte in allseitigem Interesse Einsprache erhoben werden, zunächst im christlichen und theologischen selbst. Das hat die Reformation gethan. Sie hat auch jener Oberherrschaft der Theologie, wenigstens für das Gebiet ihrer Kirche, ein Ende gemacht. Denn die Erneuerung des genuin-Christlichen mußte auch die Freisprechung des genuin-Menschlichen, und dazu gehört auch die Wissenschaft, zur Folge haben.

Freilich das Christenthum selbst hat ein Recht zu erwarten, daß wo es aufgenommen wird, es auch anerkannt werde als das Licht und das Salz der Erde, als das U-Durchdringende, -Belebende und -Befreiende, vor geistiger Stagnation und sittlicher Fäulniß Bewahrende. Es ist überhaupt nur da, wo es herrscht, und es herrscht nur, wo ihm Raum gegeben ist, sich wie in seiner geistlich heilenden, sittlich erneuernden, so auch in seiner culturbildenden Kraft zu erweisen und zu bewähren. Diesen Anspruch erhebt es aber nur, weil es sich in praedisponirter Harmonie mit allen wirklich von Gott gesetzten, das Welt-dasein bedingenden Potenzen und Wesenheiten weiß; weil es weiß, daß es sie alle im Voraus für sich hat, und daß es seinerseits ihnen allen ihren gesunden Bestand und ihre sichere Zielerreichung in der schließlich auch realisirten Harmonie des Welt-daseins, mitten durch die eingetretene Disharmonie hindurch, allein ermöglicht und verbürgt. Wiederrum erhebt es diesen Anspruch nicht mit Geboten und Mitteln äußerer zwingender Macht, sondern lediglich als ein neues von innen heraus schöpferisch wirkendes Lebensprincip. Es fordert überhaupt nicht, ohne gegeben zu haben; noch beutet es für die Verwirklichung seiner Ansprüche die Schwächen des Menschen aus, wie die Weltreiche für ihre Herrschaft, sondern wendet sich an die Kraft desselben — an sein Gewissen und seine Freiheit. Weil

die alleinige Religion der Wahrheit, ist es auch seines allendlichen ihm Gelingens im voraus und unter allen Umständen gewiß. Nicht, weil etwa auch ihm Gewalt Recht ist — ein dem Christenthum durchaus fremder Canon; sondern weil es von dem Gotte zeugt, für den die Möglichkeit des Mißlingens seiner Weltrathschlüsse gar nicht existirt, und zwar deshalb nicht existirt, weil er die Gewißheit des positiven Gelingens derselben nicht etwa auf die überwältigende Unmacht seiner Majestät, sondern auf die innerlich gewinnende und auch im Unterliegen siegende Uebermacht seiner Wahrheit und Liebe gestellt hat. Darum ist auch das Christenthum allein im Stande die Religion vollster Freiwilligkeit zu sein und deshalb auch jene Ansprüche auf innere und äußere Dekumencieität zu erheben, wirklich die Weltreligion zu sein, die einzige, die allen wahren Bedürfnissen gerecht wird, die bleibende, die von keiner Bildung überholt werden kann, die eine und dieselbe für Alle und zugleich die besondere und persönliche für Jedem.

Aber was von dem Christenthum, das gilt so nicht auch von der Theologie. Zwar eignet dem Christenthum selbst und als solchem eine Erkenntniß — denn sein Glaube ist nicht eine unbestimmte, objectlose Affection des Gemüthes, sondern hat einen ihm schlechthin immanenten, bestimmten Erkenntnißinhalt. Ich verweise dafür nur auf das innige Verwandtschaftsverhältniß von Glauben und Erkennen im Neutestamentlichen, besonders im Johanneischen Sprachgebrauch. Dieses Erkennen ist jedoch nicht selbst schon Theologie, sondern bildet die Voraussetzung derselben, wie der Glaube zu dem es gehört. Die Theologie ist die wissenschaftliche Erkenntniß des Christenthums. Als solche betritt sie aber auch sofort ein Gebiet, das nicht selbst Christenthum, noch diesem ausschließlich eigen ist, sondern auch ihm gegenüber eine relative Selbständigkeit hat, gebunden an seine eigenen Gesetze und seine Geschichte — nämlich die der wissenschaftlichen Arbeit und Forschung des menschlichen Geistes überhaupt. Als Wissenschaft hat die Theologie vor keiner der andern etwas voraus, ist nur Eine unter ihnen allen, den gleichberechtigten, und hat keiner der andern etwas

dreinzureden. Umgekehrt kann und muß auch sie erwarten, daß keine der andern Wissenschaften in ihr Gebiet hinübergreife und sie zu stützen oder zu beeinflussen sich bemühe. Ihnen allen durchaus ebenbürtig trägt sie ihr Existenzrecht von keiner derselben zu Lehen, sondern verdankt dasselbe lediglich ihrem Object, dem sie auch allein von ihrer Arbeit Rechenschaft abzulegen hat und sonst keinem Forum. Sie hat deshalb eiferüchtig ihre Selbständigkeit zu überwachen und für diese einzutreten jedweden Uebergriffe gegenüber, von welcher Seite und aus welchem Beweggrunde er auch geschehen möge. Reine liche Sonderung und Auseinandersetzung der Wissenschaften untereinander ist ein Postulat unserer Zeit. Und die Theologie, zum Bewußtsein ihrer Selbständigkeit erwacht (wie die Kirche dem Staate gegenüber), hat um so mehr Ursache auf die Erfüllung dieses Postulats zu halten, als gerade sie — und zwar durch große Mitschuld der Theologen selbst — von fremdartigen Einflüssen schwer heimgesucht gewesen ist und an den Nachwehen davon noch zu leiden hat.

Senes oben geschilderte Herrschafts-Verhältniß der Theologie zu den andern Wissenschaften, principiell gebrochen und zurechtgestellt durch die Reformation, kehrte sich vollständig um seit der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege. Von da an will überhaupt ein epochemachender Umschlag der öffentlichen Meinung und der wissenschaftlichen Arbeit auch in Deutschland datirt sein. Da brach die Zeit herein, wo der Staat sich die Kirche zu Füßen legte, und wo auch ebenso — denn die Geschichte beider Verhältnisse läuft durchaus parallel — die Theologie in die drückendste Abhängigkeit gerieth: im günstigeren Falle noch von den sich gegenseitig ablösenden philosophischen Systemen, im schlimmeren von den wandelbaren Ansichten und Absichten der Regierungsgewalten, oder von der flüchtigen Tagesmeinung und ihrer rasch wechselnden Parole.

Nur ungern berühre ich diese Zeit der tiefsten Erniedrigung unserer Wissenschaft, wo sie, die zur Freiheit im Hause Gottes berufene, sich auf Tagelohn verdingte, bald an den flachen Moralismus, bald an den Eudämonismus oder Utilitarismus des sogenannten ge-

sunden Menschenverstandes, desselben, der auch nicht zugeben wollte, daß die Erde sich drehe, weil man ja dann von ihr herunterfallen müßte. Oder sie lehrte ihre Fahne nach dem Winde, der aus den Palästen der Machthaber wehte; wie denn z. B. ehemals in Preußen eine Homiletik mit dem naiven Titel: „Anweisung erbaulich zu predigen nach dem Inhalt der königlichen Cabinetsordre von 1739“ erscheinen konnte. Im Gegensatz zu der Verkrüppelung und Verkommenheit, in die sie hierbei gerieth, hatte die Theologie unter der Herrschaft der philosophischen Systeme von Leibniz und Wolff an bis Schelling und Hegel würdigere Haltung, strengere wissenschaftliche Schule, ernstere und tiefere Forschung aufzuweisen. Aber sie mußte diesen Gewinn sehr theuer erkaufen, indem sie dabei in offenen Widerspruch mit ihrem Object, der Offenbarungswahrheit, und ihrer Hauptquelle, der Offenbarungs-Urkunde gerieth. Bestenfalls wurde sie zu einer Art Philosophie des Christenthums, die — mag sie auch dem Philosophen sehr christlich und dem Theologen sehr philosophisch erschienen sein — keinesfalls Theologie war, sondern ein bald gröber, bald feiner componirtes Gemisch von theologischen und philosophischen Elementen. Das gilt — um von den Theologen aus der Wolfischen, Kantischen und Hegelschen Schule zu schweigen — selbst von Schleiermacher, obgleich gerade er es sich zur Aufgabe gesetzt hatte, die Theologie von der Philosophie zu emancipiren und in ihr selbständiges Recht einzusetzen.

Ich will übrigens nicht zu denen gezählt sein, denen es Vergnügen macht dem Löwen Fußtritte zu geben, wenn er todt ist. Ich beklage den Mißkredit, in welchen die Philosophie zum großen Theil durch ihre Schuld zur Zeit gerathen ist, und zweifle nicht daran, daß ihre Zeit wieder kommen muß und wird. Denn ihre Geringschätzung straft sich immer nicht nur mit einem Mangel an Ordnung und Zucht im strengen Denken, sondern überhaupt mit einer gewissen Stumpfheit gegen allgemeine geistige Fragen und Interessen, mit einer Erlahmung des höheren wissenschaftlichen Geistes und mit Zerfahrenheit und Zersplitterung des Wissens. Denn als die Wissenschaft

des Wissens an sich ist sie unentbehrlich und maßgebend für jede wissenschaftliche Forschung; und als die Wissenschaft des gesammten Seins hat sie die hohe Aufgabe, von Zeit zu Zeit gleichsam die Bilanz des gesammten Wissenstrages einer Periode zu ziehen, die Idee der Einheit aller Wissenschaften und der Wechselbeziehung, in welcher sie zu einander stehen, wach und rege zu erhalten, und sie alle auf die Verwirklichung dieser Idee, als auf ihr letztes gemeinsames Ziel hinzuweisen. Immer aber wird dieses Ziel nur in dem Maße für alle Wissenschaften erreichbar, in welche jede von ihnen ihrer eigenen Bewegung, gleichsam ihrer Axendrehung, d. h. der Principien, Gesetze und Aufgaben bewußt und sicher geworden ist, die sie von ihrem Object empfängt.

In dieser richtigen Erkenntniß begegnen sich heute alle Wissenschaften. Nach der gemeinsamen Erfahrung, die sie alle gemacht haben, sucht jede sich ihres Schwerpunktes zu vergewissern und im Festhalten an demselben ihre Kraft zugleich zu concentriren und zu entfalten. Sie alle, nicht allein die Theologie, haben sich der Herrschaft der Philosophie entwunden und mit ihnen bekämpft die Philosophie selbst jenen einseitigen Idealismus, der sich in der Behauptung eines absoluten Vernunftwissens gefiel und eine Entschleierung aller Geheimnisse der Gottheit und der Welt verhieß, wenn man ihm nur gestatte, alle Realitäten des Seins in logische Denkformen aufzulösen. Das Phantom solchen Wissens ist zerstört, besonders durch die großen Fortschritte der Erfahrungs-, und namentlich der Naturwissenschaften, die zur Zeit den Vordergrund eingenommen haben.

Aber wie uns oft in der Geschichte des Geisteslebens die Erscheinung schroffen Uebergangs von einem Extrem zu dem entgegengesetzten begegnet, so sind es jetzt die Naturwissenschaften, welche wenigstens bei einem Theil ihrer Vertreter den Versuch machen, ihre Grenzen zu durchbrechen und dem sinnlichen, empirischen Erkennen eine ähnliche Unbedingtheit und Omnipotenz über alle Wissenschaften zu vindiciren, wie sie jenes Vernunftwissen für sich beanspruchte. Es muß da sehr dunkel aussehen, wo man die Entdeckung von etwas

Phosphor im Gehirn als das Licht begrüßt, das nun alle schweren Räthsel des Lebens lösen soll, mit deren Erforschung sich die größten Geister der alten und neuen Zeit unnöthig abgearbeitet haben, weil sie sich von dem Traumbilde äffen ließen, daß es eine Seele, einen Geist, einen Gott, überhaupt eine überfinnliche Welt gebe, mit ihren sittlichen und religiösen Postulaten. Doch sind es meist die Kleinhändler mit den Abfällen von den Experimentirtischen der Meister, jene Spaziergänger und Dilettanten, wie Liebig sie nennt, die ihr auf einem ganz andern Treibbeet großgezogenes Evangelium des Materialismus für ein Ergebnis der exacten Naturforschung ausgeben und mit gehässigster aggressiver Tendenz gegen Theologie, Christenthum und Religion zu Markte tragen. Von dieser Seite wird namentlich dem Christenthum ein auf Vernichtung abzielender Kampf angetragen, bei dem von einer friedlichen Auseinandersetzung der Theologie mit ihnen nicht entfernt die Rede sein kann.

Ganz anders aber steht es um ihr Verhältniß zu den exacten Naturwissenschaften selbst, sofern dieselben, wie alle wahre Wissenschaft, ihrer Grenzen und Schranken sich bewußt, innerhalb derselben mit Recht ihre volle Selbständigkeit und Unabhängigkeit gewahrt und anerkannt wissen wollen. Mit ihnen wird die ihrer selbst gewisse Theologie um so weniger in Collisionen gerathen, je mehr sie sich die Haltung der heiligen Schrift in diesen Fragen zur Richtschnur nimmt und sich auch ihrerseits streng innerhalb der Grenzen bewegt, welche der Geist der Offenbarung sich selbst gezogen hat. Denn es gehört mit zur charakteristischen Signatur der Bibel, daß sie uns nicht einmal ein theologisches Lehrsystem, geschweige denn ein Weltsystem bieten will, wie andere außerbiblische Religionsurkunden. Zwar liegt ihr durchweg eine einheitliche und in sich geschlossene, einzigartige Weltanschauung zu Grunde, die sich mit jeder anderen wohl dürfte messen können; aber sie will kein Codex naturwissenschaftlicher Kenntnisse und Lehrsätze sein, noch als ein solcher behandelt werden. Zwar redet sie auch von der Schöpfung und von der Natur, aber nicht um uns wissenschaftliche Aufschlüsse über die Geseze und Erscheinungen

derselben zu geben — dafür weist sie den menschlichen Geist an die Forschung im Buch der Natur selbst — sondern lediglich im sittlich-religiösen Heilsinteresse und im Lichte der großen Heilthaten Gottes, von denen sie zeugt.

Verhält es sich aber so mit der Schrift, was weiß dann der Theologe als solcher von der Naturwissenschaft? Und woher anders kann er das, was er als Gebildeter davon etwa weiß und versteht, haben, als von dem Naturforscher? Eben deshalb soll er auch nicht im vermeintlichen Interesse der Theologie imponiren wollen mit einem Wissen auf Gebieten, deren jedes ebenso seinen ganzen Mann und dessen wissenschaftliche Lebensarbeit fordert, wie die Theologie den ihrigen. Noch viel weniger aber soll er auch nur den Schein erregen, als schöpfe er solches Wissen aus der Bibel, oder als bedürfe die Wissenschaft des Christenthums naturwissenschaftlicher Stützen, um sich selbst und ihr Object, das doch einem ganz andern Lebensgebiet angehört und auf andern, ihm eigenen Grundlagen ruht, zu festigen und zu vertreten. Verfahre er dabei noch so gründlich und unparteiisch in seinem Sinne, er wird doch weder sich noch seine Theologie vor dem verdienten Vorwurf des Kenners schützen können: daß er willkürlich mit den Ergebnissen der Naturforschung umgehe, die seiner Sache scheinbar oder wirklich günstigen utiliter acceptire, die andern bei Seite liegen lasse; oder daß er sie wenn auch unabsichtlich entstelle, weil ihm der Blick des Mannes vom Fach für das Ganze fehle, um das Einzelne richtig verstehen und verwerthen zu können. Also auch hier müssen wir reinliche Sonderung der wissenschaftlichen Gebiete, nüchterne Selbstbeschränkung, sichere und feste Selbsterfassung von der Theologie fordern, und begrüßen den darauf gerichteten Zug der positiven Theologie in gegenwärtiger Zeit als einen theologisch gesunden und wissenschaftlich correcten.

Ich würde aber von Ihnen, meine Herren, nicht richtig verstanden werden, wenn das bisher Entwickelte bei Ihnen die Meinung erwecken sollte, als wolle ich mit dieser scharfen Begrenzung der Theologie einer Absperrung und Isolirung derselben als Wissenschaft das

Wort geredet haben. Keineswegs. So wenig unsere Kirche die Bildung ihrer künftigen Diener in solchen Anstalten vertragen kann, die grundsätzlich von dem allgemeinen Leben abgeschlossen sind, weil auf Erziehung eines Klerus gerichtet, der sich von Anfang an als ein über der Christengemeinde stehender und specifisch von ihr gesonderter Stand betrachten lernen soll, — ebenso wenig ist ihr mit einer Theologie gebietet, die sich dem Leben der Wissenschaft entziehen, eigenwillig bei dem wissenschaftlichen Typus irgend eines frühern Zeitalters verharren, und darin ihre Selbständigkeit suchen und setzen wollte. Zwar verdiente die Wissenschaft den Namen nicht, die sich haltungs- und ziellos von den Wellen der Zeit treiben ließe, bloß um den billigen Ruhm einzuernten, daß sie sich bewege und nicht hinter der oberflächlichen Zeitströmung zurückbleibe. Den Fortschritt wollen bloß um des Fortschritts willen ist unsittlich und unwissenschaftlich zugleich. Denn wie jeder charaktervolle Mann bestimmte Lebensgrundlagen hat, die ihm unerschütterlich fest stehen, so hat sich auch die Wissenschaft als Vertreterin und Wächterin von Heiligthümern und Gütern des Lebens anzusehen, welche die Bedingungen ihres eigenen Daseins bilden, in welchen ihre Basen ruhen und ihre Ziele gegeben sind, die ihr nie wanken dürfen, und aus welchen sie auch die steten Impulse zu einem Streben nach Fortbildung empfängt, das ebenso haltungsvoll als rastlos ist, und damit die Gewähr heilsamer Entwicklung in sich selbst trägt.

Das gilt insonderheit auch von der Theologie im Verhältniß zu ihrem Object, welches ihr unbeweglich feststeht, wie dem Naturforscher die Natur; über welches hinaus sie auch nicht fortschreiten kann, ohne aufzuhören zu sein, was sie ist, und auf welches zu influiren sie keiner Zeitmeinung gestatten kann. Aber nicht davon rede ich jetzt, sondern von der Theologie nach Seiten ihrer wissenschaftlichen Form und Arbeit, und nach der Aufgabe, die sie hat, mit den Mitteln der fortschreitenden Wissenschaft die Wahrheit des Glaubens wissenschaftlich zu erkennen. In dieser Beziehung ist auch die Theologie, wie jede Wissenschaft, abhängig von dem wissenschaftlichen Geist

und Charakter einer Zeit. Wollte sie diesem nicht gebührende Rechnung tragen, so würde sie nicht bloß unverständlich und unfruchtbar werden für ihre Zeit, und gleichsam in Zungen reden; sondern sie ließe auch Gefahr selbst den größten Schaden zu erleiden, weil geistig zu versteinern und zu erstorben. Jeder Zeit ist ein wissenschaftliches Gemeingut eigen, welches das Denken vorzugsweise beherrscht und bestimmt. Keine Wissenschaft kann da über das Maß ihrer Zeit hinausgehen; keine darf hinter demselben zurückbleiben wollen. In der That spiegelt sich auch in der Geschichte aller Wissenschaften, und so auch in der der Theologie, die Geschichte der Wissenschaft überhaupt wieder, ich meine die Geschichte des wissenschaftlichen Geistes und seiner Arbeit: der Ideen, die ihm den Impuls geben, der Aufgaben und Ziele, die ihm gestellt sind, der Mittel, über die er zu verfügen hat, der Methode, die er befolgt, auch der Sprache, deren er sich bedient.

In unserer Zeit nun hat die vorhergegangene Periode der Herrschaft der speculativen Vernunft auf allen Gebieten Raum geben müssen den thatsächlichen Fragen, der exacten, kritischen Quellenforschung, dem objectiven historischen Sinn. Alle Wissenschaften haben sich emancipirt von der Methode des abstracten Begriffs und ihren apriorischen Constructionen und sich der Erforschung des wirklich Seienden, der lebendigen Realitäten zugewendet. Unbestreitbar gibt sich darin ein echter und gesunder wissenschaftlicher Geist zu erkennen; jener Geist, der abgeneigt allem Scheinwissen und hohlen Phrasenwesen, Gründlichkeit und Ausdauer der Forschung, Wahrhaftigkeit dem Thatbestande gegenüber fordert, und der dem Forscher jene Selbstverleugnung zumuthet, welche nicht nach der Größe und dem Glanz des Resultats, sondern nach der Sicherheit desselben fragt. Soll aber dieses Streben nicht einem seichten, weil ideenlosen, oder gar ideenfeindlichen Empirismus anheimfallen, so muß es sein Gegengewicht und sein Correctiv in der Ehrfurcht vor jenen ewigen Ideen des Heiligen und Wahren, des Guten und Schönen suchen, welche die Leitsterne alles geistigen Lebens sind, welche auch allein der Forschung Tiefe und Einheit verbürgen und den Forscher mit ausdauernder

Begeisterung für seinen Gegenstand erfüllen, ohne welche aber die Wissenschaft zum Handwerk werden, ja zuletzt in jene Regionen des Lebens versinken muß, wo man keine höheren Ziele kennt, als *panem et Circenses*, materiellen Gewinn und Genuß.

Soweit aber jenes wissenschaftliche Streben unserer Zeit ein gesundes ist, hat sich auch die theologische Wissenschaft für ihre Arbeit von demselben mitbestimmen zu lassen. Sie kann sich ihm auch nicht entziehen, wie ein flüchtiger Blick auf die Geschichte der Theologie nach ihrer wissenschaftlichen Form seit ihrer schöpferischen Genialitätsepoché im Zeitalter der Reformation beweist. Sie hat seitdem manche Phasen durchgemacht. Zunächst die der aristotelisch-dogmatischen Logik mit jenen wie in Erz gegossenen Meisterwerken unserer großen Dogmatiker, denen keine der späteren Perioden etwas Ebenbürtiges und für ihre Zeit gleich Bedeutendes an die Seite zu stellen hat. Es folgten dann rascher aufeinander die Zeit der mehr ascetischen Behandlung der Theologie, verbunden mit der Anwendung der Wolfischen Methode auf dieselbe; die der Herrschaft des subjectiven kritischen Denkens; die des religiösen Gefühls, endlich die des speculativen Begriffs. Von keiner dieser Formen, so verschieden auch der Werth ist, den sie an sich für die wissenschaftliche Behandlung des Christenthums haben, kann gesagt werden, daß sie ihm vorzugsweise eignete; aber ebenso wenig auch, daß irgend eine derselben an sich ihm durchaus fremd und auf seinem Gebiete schlechterdings unzulässig wäre.

Zwar ist das Christenthum ein Ganzes ihm ausschließlich eigener Thatfachen und Ideen, und redet auch immer und überall seine eigene Sprache, gleichviel ob es zu uns hebräisch oder griechisch oder deutsch rede. Aber seinem Wesen nach ist es nicht Form, sondern Geist und Leben, und ist seiner selbst so sehr mächtig und gewiß, daß es in jede Form eingehen kann, ohne sich selbst zu verlieren. Jedem, der sich ihm hingibt, schließt es eine neue Welt und eine neue Sprache auf, aber ihm selbst ist nichts neu und nichts fremd. Vielmehr zeigt sich darin mit seine universale Natur und Bestimmung — daß es sich überall wie zu Hause fühlt, jeder Zeit und jeder

Situation sich gewachsen weiß, sich jeder verständlich zu machen vermag, und doch immer dasselbe Eine und Unwandelbare ist und bleibt. Jenes Pfingstwunder, von dem der Eintritt des Christenthums in die Weltgeschichte begleitet war und von dem es heißt: „wir hören sie mit unsern Zungen die großen Thaten Gottes reden“ — es wiederholt sich gewissermaßen fort und fort, indem das Christenthum, zunächst praktisch gefaßt, zu Jedem in der besondern Sprache redet, in welcher sein innerster Mensch sich selbst versteht und mit sich selbst und allein verkehrt. Darum kann und soll auch die Wissenschaft des Christenthums mit jeder Zeit und jeder wissenschaftlichen Phase ihre Sprache reden — sei dies nun die des kritischen Verstandes, oder des unmittelbaren Gefühls oder der speculativen Vernunft, oder sonst welche. Und sie wird es auch thun, ohne zu besorgen, daß sie dadurch dem Christenthum selbst etwas vererbe, — weil sie nur in dem Maße dieser Aufgabe gewachsen ist, in welchem sie sich ihres Objectes wahrhaft bemächtigt und vollen festen Fuß in demselben gefaßt hat.

Die eben angedeutete Richtung der Wissenschaft in unsrer Zeit stellt auch an die Theologie die Forderung: die Heilswahrheit, mit der sie es zu thun hat, besonders nach ihrer geschichtlichen Wirklichkeit zu erfassen und zu rechtfertigen. Das ist die Leistung, die ihr zugemuthet wird; und sie selbst kann sich dazu auch nur Glück wünschen. Nicht nur weil bei dieser Arbeit jener hohle und phrasenhafte Idealismus keinen Raum findet, der sich gerade in ihrer Mitte längere Zeit wohllich eingerichtet hatte, sondern im Namen und von wegen des Christenthums selbst. In der That müßte der Theologe wenig verstehen, was Christenthum und Offenbarung heißen, der sich durch den Anspruch verwirren ließe, dieselben in ihrer menschlichen und geschichtlichen Wirklichkeit zu erweisen. Der Kirche ist die Aufgabe keine neue, die in ihrem Credo sich von Anfang an zu der Geschichte der Gottesthaten und zu Christo, dem wahrhaftigen Gott, auch als wahrhaftigen Menschen bekannt hat. Und wenn sie sich heute durch die historische Kritik veranlaßt sieht, auf diese Seite der Offenbarung, die stets ein Moment ihres Glaubens und Wissens gebildet, ihre

besondere Aufmerksamkeit zu richten und sich in dieselbe zu vertiefen, so stellt sich die Theologie, indem sie es thut, nicht bloß auf den wissenschaftlichen Standpunkt der Zeit, sondern auch auf den der Kraft des Christenthums selbst. Denn dieses ist seinem Wesen nach Geschichte in der Geschichte, eine eigene Welt von unmittelbaren und ursprünglichen Gottesthaten, die sich zwar als ein Erzeugniß des gewöhnlichen Geschichtsverlaufs nicht erklären und begreifen lassen, wie sie sich auch selbst nicht dafür ausgeben, die aber dennoch den Zusammenhang desselben nicht zerreißen, sondern als ein Postulat der Geschichte sich ihm einfügen und als die Seele derselben ihn allseitig bestimmen. Aehnlich etwa wie der Golfstrom dem Weltmeer angehört und sich doch mitten in der allgemeinen Bewegung der Meeresoberfläche nach seinen eigenen Gesetzen bewegt und seine besondere Strömung hat, die sich von jener bald scharf abgrenzt, bald kaum von ihr zu unterscheiden ist.

Oder haben wir etwa zu fürchten, es werde durch jene Arbeit die übergeschichtliche, heilsideale Seite des Christenthums zu Gunsten der geschichtlichen zurückgedrängt und das Interesse für den Glauben und sein Dogma lahm gelegt oder ertödtet werden? Daß dies geschehen kann, daß auf diesem Wege auch die Theologie in die Sandwüste des flachsten Empirismus sich verlieren kann, das beweist die neueste negative, sich auch geschichtlich nennende Kritik des Lebens Jesu. Sie will die Kirche zurückschrauben auf den Standpunkt jener Nazarethaner und Juden, die schon damals an der Person des Herrn, der leibhaftig vor ihnen stand und zu ihnen redete, diese moderne Kritik übten, wenn sie sagten: „Ist dieser nicht Jesus, Josephs Sohn, dessen Vater und Mutter wir kennen? Wie spricht er denn: ich bin vom Himmel gekommen“? (Joh. 6, 42). Aber grade diese Kritik, die der Kirche von ur an wolbekannt ist, arbeitet wider ihren Willen dem Glauben in die Hände, indem sie — abgesehen von der eigenmächtigen Art, mit den Quellen umzuspringen, zu der sie verurtheilt ist — Zweierlei vor Allem documentirt: erstens, daß die historische Frage hier überall von der dogmatischen gar nicht zu

trennen ist, von der Frage nach dem persönlichen Gott und seiner Offenbarung in der Geschichte, nach dem Dasein einer übernatürlichen Welt, nach der Möglichkeit und Wirklichkeit des Wunders u. s. w. Denn diese Kritik stellt an die Spitze ihrer Untersuchung, als ihre Dogmen, eine Reihe von negativen Sätzen, wie: das Wunder ist unmöglich, daß ein Mensch Gott sei ist unmöglich u. a. m. Da ist es denn freilich kein Wunder, daß sie, die damit anfang, das Christenthum geschichtlich erklären zu wollen, damit endet, es radical zu verneinen — ein Resultat, welches sie selbst offenbar viel billiger haben kann, mit dem sie uns aber den andern Dienst leistet: den stringentesten negativen Beweis dafür geführt zu haben, daß die ganze Geschichte der Offenbarung ein wirres und unlösbares Räthsel ist und bleibt ohne den Glauben an Christum, welchen die Kirche von Anfang an bekannt und dem sie in ihrem Dogma von der Gottmenschheit seiner Person Ausdruck gegeben hat.

Wir können darum getrost diesen Glauben, der schon ganz andere Anfechtungen durchgemacht hat — wie er denn ohne Frage das bei weitem am meisten geprüfte unter allen Objecten der gesammten Wissenschaft ist — in dem Schmelzofen auch der historischen Kritik prüfen und prüfen lassen; er kann und wird nur geläuterter und bewährter aus demselben hervorgehen. Sei auch die Aufgabe eine große und schwierige, kann sie auch von uns immer nur approximativ gelöst werden — und welche Wissenschaft löst die ihrigen absolut? — die positive kirchliche Theologie wird auch auf dem historisch-kritischen Wege der Forschung, welchen ihr der wissenschaftliche Geist unsrer Zeit zuweist und den sie rüstig betreten hat, nur in der Erkenntniß befestigt werden und wachsen, daß die gesammte Heilsoffenbarung Gottes, wie in der Person dessen, der ihren Mittelpunkt bildet, so in allen Thatfachen, die zu ihr gehören, und so auch in der heiligen Urkunde, die von ihr zeugt, durchweg wirkliche, irdisch menschliche Geschichte und doch eine einzigartige Erscheinung in der Weltgeschichte ist, weil eine unmittelbare und persönliche Selbstzeugung Gottes voller Gnade und Wahrheit zu unsrem Heil.

Die eigentliche Gewähr aber für das Gelingen dieser ihrer Arbeit liegt in der Erfüllung der Forderung, welche ihr Object selbst an sie stellt, nämlich in der nicht erst aus der Wissenschaft ihr erwachsenden Gewißheit des Glaubens, und in der Treue und Energie desselben, mit welcher sie fort und fort festzuhalten hat an jenem urchristlichen und gemeinchristlichen Bekenntniß, ohne welches es gar keine christliche Kirche, geschweige denn eine kirchliche Theologie gäbe: „Wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes“. Daran aber will und wird sie auch festhalten, denn sie kann nichts wider die Wahrheit, sondern nur für dieselbe.

Ueber Beichte und Abendmahl.

Von

A. S. Galler,

Pastor zu Reinis auf Dagö.

„Prüfet Alles, und das Gute behaltet“ (1. Theff. 5, 21). „Der Geistliche richtet Alles und wird von Niemand gerichtet“ (1. Cor. 2, 15). In solchen Worten ist den gläubigen Christen, die von ihrem Gott ein geistliches Sensorium erhalten haben und täglich mehr erhalten, das göttliche Privilegium zur Kritik ertheilt. Der Ungeistliche richtet auch, und leider nur zu viel; aber überall, wo er sich mit seiner Kritik auf geistliche Gebiete begiebt, da wird Nichts als ein Raisonniren daraus. Wenn dagegen ein geistlicher Mensch geistliche Dinge richtet, d. h. kritisch prüft, so wird man nicht berechtigt sein dieß als müßige Speculation und Abstraktion zu bezeichnen. Nur das Eine darf dabei mit Recht verlangt werden, daß er geistliche Dinge geistlich (1. Cor. 2, 13), dogmatische Dinge dogmatisch und praktische Sachen praktisch richte. Sofern dieser Forderung genügt wird, kön-

nen wir es immer nur erfreulich finden, wenn auch solche Dinge kritisch behandelt und mit Ernst geprüft werden, die durch uralte Gewohnheit sanktionirt sind. Gehören sie zu „dem Guten“ (1. Theff. 5, 21), so werden sie um so glänzender und gewisser aus der Prüfung hervorgehen; wo aber nicht, was sollte da die Kirche bestimmen sie zu „behalten“?

Die Verbindung der Beichte und des Abendmahls ist uralter kirchlicher Usus. Ein einfältiger Christ, zumal ein lutherischer, muß für einen solchen zunächst ein sehr günstiges Vorurtheil haben, das der Pietät. Als nun jüngst in dieser Zeitschrift (1865 Heft IV) die Abhandlung von A. Horschelmann erschien, welche den Usus abzuschaffen anrath, da war auch uns dieser Rath Anfangs Etwas dem Gefühle Widerstreitendes, und wir fanden uns gedrungen in mündlicher Besprechung dem theuren Bruder Horschelmann so ziemlich alle die nämlichen Argumente entgegenzuhalten, die seitdem von Eberhard in dieser Zeitschrift (1866 Heft I) eingehend polemisch ausgeführt worden sind. Wir haben uns aber dabei nicht beruhigen können. Es ist völlig naturgemäß, daß man beim ersten Zusammentreffen mit einer solchen Kritik eines Usus, der Einem durch lange Gewohnheit lieb geworden ist, zunächst ein wenig erschrickt und wie durch unwillkürliche Reflexbewegung der Seele sich mit allen Waffen, die eben zur Hand sind, dagegen wehrt. Aber damit ist's nicht gethan; das „Prüfen“ will Zeit haben. Es hat uns schließlich zu demselben Resultate geführt wie Horschelmann.

Eberhard's Gegenargumente haben daran Nichts ändern können, zumal da sie unsrer Meinung nach größtentheils bereits von Horschelmann selbst vorausgesehen und widerlegt waren. Indem wir nun im Folgenden unsre Meinung aussprechen, mit Berücksichtigung der Arbeiten von Horschelmann und Eberhard, schmeicheln wir uns nicht mit der Hoffnung, Eberhard oder sonst einen Gegner gleich überzeugen zu können. Wir haben vielmehr zunächst nur den Zweck, die Frage, die uns in der That von sehr großer praktischer Wichtigkeit zu sein scheint, und bei einer etwaigen zukünf-